Paul Ilg

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637190

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Auch sonst entsprach das Hotel seinen sonstigen Gewohnheiten wenig; als er in dem frühen Tageslicht den schmutzigen Soldatenmantel betrachtete, grauste es ihn, und ein Schluck frischen Wassers für den üblen Geschmack im Mund hätte er zum mindesten gern gehabt, wenn er sich schon nicht waschen konnte.

Zwischen drei Nägeln war an der Wand ein Spiegelscherben befestigt; darin besah er sein Gesicht, mit dem Taschenkamm die Haare und den Bart notdürftig zurecht streichend. Er war aber nicht im geringsten verdrießlich, die Helligkeit des Abends hatte in der Nacht durchgehalten, und als er schließlich hinaus ging, sich wieder auf die Bank neben der Tür zu setzen, nahm er die Morgensonne nicht weniger dankbar in seine Augen auf als den Mondschein der Nacht.

Das feurige Gestirn hatte schon über den Waldhügel links seinen ersten Aufstieg in den Himmel getan, und es sah aus, als sollte es damit Glück haben, weil das Gewölk sichtbar zu leicht war, den Strahlen, wenn sie erst stärker wurden, standzuhalten. Der See hinter dem grünen Hügelrand lag wie unter einer weißen durchsichtigen Decke, und wo das Gebirge hätte sein sollen, saß der Morgendunst undurchdringlich über der Bläue.

Der Fabrikant mußte weit zurückdenken, eine Morgenfrühe zu finden, in der er schon im Freien gewesen war. Sein Leben durch all die Jahre hatte an dem zweimaligen Gang zur Fabrik und wieder hinauf zum Ruchberg gehangen; und der erste dieser Gänge hatte immer erst nach seinem behäbigen Frühstück begonnen.

Seit wann habe ich nun nichts mehr gegessen? überlegte er und wunderte sich, daß er nicht einmal Hunger hatte. Und obwohl er gewiß war, nächstens doch wieder an Nahrung, an Wasser, an Seife, an einen Mantel kommen zu müssen — denn die Luft war ihm doch wieder kühl —, saß eine Gewißheit mit ihm auf der Holzbank, daß er hier bleiben würde.

Ich werde mich eben einrichten müssen! sagte er einmal obenhin und ging entschlossen hinein, sich den alten Soldatenmantel über die Schultern zu hängen, als ob nun sein Krieg um ein Jahr verspätet anfinge. Und er war schon ziemlich weit in seinen Ueberlegungen, was mit ihm geschehen würde, was aber sein müsse, als er von oben her Schritte hörte, die nach dem Geräusch schwer am Stock gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Ilg.

Zu seinem 60. Geburtstag am 14. März.

Die Leser der „Berner Woche" wissen, wer Paul Ilg ist. Zum mindesten wissen sie, wer er innerlich ist, wie er schreibt und worüber er schreibt. In unserem Blatte wurden von diesem Schriftsteller nachgedruckt die Romane „Lebensdrang" (1926), „Jazband in Obstalden" (1933) und im Druck läuft noch sein subjektivstes Werk „Menschlein Matthias"; dazu die Novellen „Eine Katastrophe" (1916), „Tobelvolk" und „Mein Weg" (im Jahrgang 1918) und „Heimkehr" (1919).

Diese Beispiele mochten genügen, um Einblick in Paul Ilgs Dichterwelt zu geben. Es ist das soziale Problem, das uns da zuerst entgegentritt. Mit den Armen und Bedrängten, den vom Leben Hintangesetzten, von der Gesellschaft Gestoßenen und Verschupften fühlt und leidet der Dichter. Ihnen möchte er Anwalt und Helfer sein. In „Lebensdrang" waren es die vom Schicksal stiefmütterlich Behandelten, die er auf ihren Irrwegen nachfühlend und verstehend begleitete, um ihnen zuletzt am Tische des Glückes noch ein warmes Plätzchen zu finden. Im Roman „Jazband in Obstalden" nahm er sich eines unglücklichen Kindes aus reicher Familie an, dem falsche Erziehung und engherzige Gesinnung der Umgebung den ersten Fehltritt statt zur Charakterstärkung zur Verstrickung in tragische Schuld und zur Selbstvernichtung wurde. Im „Tobelvolk" und „Menschlein Matthias" zeichnet



Paul Ilg, 60 Jahre alt. (Photopress Zürich.)

der Dichter düsteres proletarisches Milieu und stellt seinen Helden als Leidenden hinein. Viel Selbsterlebtes ist in diese Erzählungen hineingewoben.

Daß Paul Ilg auf keine glückliche Kinderzeit zurückblicken konnte, mag entscheidend geworden sein für seine dichterische Haltung dem Leben gegenüber. Er gehört nicht zu den Zufriedenen und Satten. Er hat zuviel von den Schattenseiten des Lebens erfahren, als daß er die Dinge in rosigem Lichte der dichterischen Verklärung erstrahlen lassen könnte. Er muß die Wahrheit sagen, muß das Leben so schildern, wie er es erlebt hat. So sind seine Bücher mit den schweren dunklen Farben einer ernsten, ja pessimistischen Weltbetrachtung belastet und keine Lektüre für Oberflächemenschen. Aber wer die Kraft und den Mut hat, den Problemen des Lebens ins Auge zu blicken, den werden Paul Ilgs Bücher immer wieder anziehen.

Anziehen muß den kritisch eingestellten Leser auf alle Fälle der saubere, an einer streng-realistischen Betrachtungsweise geschulte Stil. Da gibt es keine Phrasen und Floskeln zum Ueberbrücken empfindungs- und vorstellungsarmer Stellen. Paul Ilgs geradem wahrheitsliebendem Wesen entspricht seine wohldurchdachte, fein gerundete Darstellungsweise.

Von seinen Büchern sind nur wenige zum großen Leservolk vorgedrungen. Den Grund haben wir angedeutet. Doch haben seine Hauptwerke — es seien außer den oben genannten noch erwähnt die Romane „Die Landstörzer" (1909), „Die Brüder Moor", und der Fliegerroman „Probus" (dem Andenken Oskar Bibers gewidmet, 1922), sowie die Novellenbände „Was mein einst war" (1915) und „Im Vorübergehen" — die Anerkennung der ernsten Kritiker gefunden. So hat ihn auch die Schweizerische Schillerstiftung mit einem Preis ausgezeichnet.

Paul Ilg wurde 1875 in Salenstein (Thurgau) geboren. Er wurde Kaufmann, wandte sich aber schon 1899 dem Schriftstellerberufe zu. Jahrelang lebte er als Redaktor und dann als freier Schriftsteller in Deutschland; 1915 in die Schweiz zurückgekehrt, hat er gegenwärtig seinen Wohnsitz in Luzern aufgeschlagen.

Unsere Sympathie gilt dem geraden, aufrechten, unentwegt für seine Dichterideale kämpfenden Paul Ilg. Möge ihm, wenn er auf der Höhe des Lebens angelangt ist, die

Genugtuung werden, nicht umsonst gerungen zu haben. Eine weit verbreitete Lesergemeinde gedenkt seiner am 14. in dankbarer Anerkennung. H. B.

Geschichten vom Kinde.

Von Paul Ilg.

1. Was ist Adel?

Kaspar liest in seinem Märchenbuch. Er weiß, wenn der Vater schreibt, darf er nicht gestört werden. Da ist nun aber wieder eine ganz dunkle, unverständliche Stelle, über die er nicht hinwegkommt. Soll er sich den Kopf zerbrechen, wo er doch einen Vater hat, der alles weiß und dazu noch selber Bücher macht? Die dunkle Stelle lautet: „Der einsame Jüngling war ein adeliger Mensch, von jenem seltenen Adel, den nur Gott verleiht."

Nein, das kann er unmöglich verstehen. Auf die Gefahr hin, hart angepfiffen zu werden, wagt er die Frage: „Papa, was ist Adel?"

Und richtig, er, der alles weiß, blickt höchst verdrießlich auf den Störenfried und zieht abweisend die Stirne kraus: „Was? Nun gehst du schon bald drei Jahre in die Schule und weißt noch nicht mal, was Adel ist?"

Der Junge bekommt einen roten Kopf. Nichts kränkt ihn mehr, als der Vorwurf geistiger Rückständigkeit.

„Davon hat uns der Lehrer noch nichts gesagt!"

Gerührt lehnt sich der Alleswissende zurück: „Nun schön, so gib acht, mein Sohn! Du kennst ja den Spruch: Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann! Das war so früher die Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft. Zu unterst war der Bettelmann, zu oberst der Kaiser und König, der aus den ihm sympathischen Bürgern und Bauern Edelmänner machte. Das heißt, er verlieh ihnen den „Adel", dann sind sie Barone, Grafen oder Fürsten. Zum Beispiel: Uns gegenüber wohnt doch der Baron von Specht, dessen Vater noch ein Bürger war, dann aber „geadelt" wurde. Also das heißt man Adel!"

Kaspar überlegte eine Weile, doch seine innere Verwirrung ist augenscheinlich. Der recht alltägliche, unfreundliche Baron Specht, der im Lodenanzug nebst Gamsbart herumläuft und sicher den ganzen Tag im Wirtshaus sitzt, kann ihm ganz und gar nicht imponieren. Er möchte so gern fragen: „Warum bist du denn nicht von Adel, Papa?"

Statt dessen sagt er tief beschämt, völlig im Gefühl der Unwirklichkeit des gedruckten Wortes: „Aber der andere Adel? Der, den nur Gott verleiht?" Wie ein Kampf um die höhere schönere Welt der Märchen, in denen er lebt, spiegelt es sich in dem reinen ernsten Kinderantlitz.

Jetzt ist die Reihe, zu erröten, am Alleswisser. Geradezu aufs Haupt geschlagen, starrt er das Bürschchen an, das seinen Finger energisch auf die fragwürdige Stelle setzt. Wie soll er das näher erklären? Ein schicksalsreicher Augenblick ....

„Wenn ich jetzt versage, bricht eine Welt in der jungen Seele zusammen!" fühlt der bestürzte Vater. Aber schnell erleuchtet, schlägt er ein Buch auf. „So komm, mein Lieber, nun sollst du etwas hören vom Adel, den nur Gott verleiht!" Mit bebender Stimme liest er das Gedicht vom Heiligen Geist und seinen tausend Rittern aus Heinrich Heines Harzreise:

... Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub ich an den heil'gen Geist.

Dieser tat die größten Wunder
Und viel größ're tut er noch,
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach der Knechte Joch.

Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht!

Tausend Ritter, wohl gewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat sie mutbeseelt.

Ihre teuren Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn ...
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter sehn?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und blicke dreist,
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist!"

Wie hinreißend, herzerweiternd wirken die alten Verse auf die ahnungsvolle Seele des Kindes! Und lächelnd streicht der Alte dem wundersam bewegten Knaben übers Haar: „Siehst du, mein Sohn, nun wissen wir, was Adel ist!"

2. Zwerg Nase.

Wenn des Vaters Augen wieder einmal sonntäglich und mitteilsam erglänzen, ist Kaspar immer schnell bei der Hand mit der Bitte: „Papa, lies mir ein Märchen!"

Spielend leicht gehen ihm dann die zauberhaften Geschichten ein. Er braucht sich weder um krause Einzelheiten, verzwickte Irrwege noch um die glückhafte Lösung zu kümmern: alles fließt ihm mühelos, bildhaft, erquicklich wie im Traume zu.

Heute kommt „Zwerg Nase" aufs Tapet. Das scheint so recht eine Geschichte nach seinem Sinne, eine höchst ergötzliche Schnurre. Der kleine Jakob, der da bei der Mutter auf dem Markte sitzt, mit heller Stimme Kräuter und Früchte anpreist und dazu für seine Botengänge die schönsten Geschenke nach Hause bringt, ist ein Held, mit dem es sich in Gedanken prächtig leben läßt. Welch ein Behagen strömt das kecke Bürschchen aus, das sich überall so anstellig erweist und sogar den Mut hat, der garstigen alten Hexe die Meinung zu sagen! Auch seine bunten Abenteuer im Hause der Zauberin sind eher possierlich als herzbeklemmend. Die Verwandlungen des Jungen in ein Eichhörnchen, seine weiteren Metamorphosen vom Schuhputzer bis zum ersten Pastetenbäcker, das endliche Erwachen aus dem scheinbaren Traum durch den Geruch des Kräutleins Niesmitlust — all dies verschafft dem aufmerksamen Hörer vollkommene Befriedigung.

Kritisch wird die Sache erst, als sich herausstellt, daß der kleine Jakob nach sieben Jahren der Knechtschaft im Haus der Hexe als häßlicher Zwerg mit langer Nase und halslosem Kopf zu seinen Eltern heimkehren muß und sich dessen nicht einmal bewußt ist. Was die braven Leutchen, die ihr geliebtes Kind längst verloren wähnen, bei seinem Anblick wohl für Augen machen werden? Schlimm genug, daß sich der Pöbel auf der Straße über den Verzauberten lustig macht! Du lieber Himmel! Welch ein Trost: es geht nach Hause, zu Vater und Mutter, die ihn gewiß für alle Unbill weidlich herzen werden! Kaspar denkt dabei vielleicht an das Gedicht vom heimkehrenden Wanderburschen:

„Wie sehr die Sonn' ihm das Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt!"

„Nicht wahr, so wird es auch dem armen kleinen Jakob ergehen?" forschen seine bangen Augen. Was wäre das denn für eine Jammerwelt, wo diese Weisheit der Mutterliebe in Frage gestellt wird?

Recht zaghaft zwar ist dem verzauberten Helden zumute, als er endlich auf den Markt kommt. Indes — die liebe Mutter sitzt richtig noch vor ihren Gemüsekörben: nur